



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heimat und Volkstum : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Heimat und Volkstum

(Fortsetzung)



ie das Stammesbewußtsein, so verschwinden auch allmählich die im Volke lebenden geschichtlichen Erinnerungen. Klaus Groth berichtet, daß in seiner Jugend die Knaben bei ihren Spielen noch die Schlachten der alten Dithmarsen und Holsten oder Dänen geschlagen hätten; zur Zeit meiner Kindheit teilten wir uns schon in Deutsche und Franzosen, und heute ist der Schlachtruf von Hemmingstedt: „Wahr di, Garr, de Bur de kummt!“ fast verklungen. Wie mag es erst in weniger geschichtsreichen und geschichtsstolzen, dazu weniger abgeschlossenen Gegenden aussehen! Nun ist es nicht gerade schwer, geschichtliche Erinnerungen wiederzuerwecken, die Schule braucht nur ihre Pflicht zu thun, und für die Erwachsenen der Geschichtschreiber; denn der Reiz der Geschichte ist jederzeit groß. Aber die Schule leistet nur ausnahmsweise Genügendes, nur in dem Falle, wo Staats- und Landesgeschichte zusammenfällt; sonst wird die Landesgeschichte schmähtlich vernachlässigt, ganz besonders auf den Gymnasien, soweit wenigstens meine Erfahrung reicht. Dort hängt es gewöhnlich von dem persönlichen Belieben der Lehrer ab, ob sie ihre Schüler in die Landesgeschichte einführen wollen, und wie selten kann ein Altpreuße z. B. in die hannoversche oder schleswig-holsteinische Geschichte einführen! Es ist aber wohl kaum zu bestreiten, daß für den Hannoveraner die Geschichte seiner welfischen Herzoge, für den Schleswig-Holsteiner die seiner schauensburger Grafen mehr Wert hat als die der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, bis auf den vorletzten, mit dem die brandenburgische Geschichte allerdings deutsche Geschichte wird. Hier wäre eine vernünftige Änderung zu treffen, ohne daß man die Geschichte der Gesamtmonarchie oder gar Deutschlands zu vernachlässigen brauchte. Das Gebiet der Einzelgeschichte ist aber auch in der geschichtlichen Litteratur seit längerer Zeit zu kurz gekommen. Wohl hat man sich eifrig daran gemacht, die vorhandenen Urkunden zu durchstöbern und herauszugeben und Bände auf Bände mit ihnen angefüllt, aber die zusammenhängende Darstellung ist — was ja für unsre Zeit überhaupt bezeichnend ist — weit hinter der Ausgrabung und Veröffentlichung zurück-

geblieben, und so haben wir zwar eine große Weltgeschichte in Einzeldarstellungen, aber eine deutsche Geschichte in solchen, soviel ich weiß, nicht, und wer die Geschichte der deutschen Lande kennen lernen will, ist oft genug genötigt, zu Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts zurückzugreifen. Von volkstümlichen Darstellungen will ich nicht einmal reden, die hält man in Deutschland heute überhaupt für unter der Würde des Gelehrten und überläßt sie strebsamen Volksschullehrern und den sozialdemokratischen Schriftstellern. Und doch, wie fruchtbar könnten ausführliche volkstümliche Darstellungen heimischer Geschichte, die darum nicht unwissenschaftlich zu sein brauchten, wirken, wie freudig würde sie das Volk auch heute noch willkommen heißen! Wenn doch der Verein für Massenverbreitung guter Schriften auf den Einfall käme, für gute Geschichtswerke zu sorgen, anstatt durch Preisaus schreiben die Zahl der mittelmäßigen Volksromane zu vermehren! Wenigstens der männliche Teil unsrer Bevölkerung ist für ein Geschichtswerk immer noch eher zu haben als für einen Roman. Kompendienweisheit freilich will das Volk nicht, es will Unterhaltung bei seiner Geschichte, und vielleicht ist die Bearbeitung und Fortsetzung der alten Chroniken und naiven Geschichtswerke überhaupt das richtige; der Historiker für das Volk muß erzählen, viel erzählen, nicht untersuchen und charakterisieren. Sehr viel zur Neubelebung des geschichtlichen Sinns im Volke würde es beitragen, wenn man die geschichtlichen Bauwerke und Denkmäler kenntlich machte und die geschichtlichen Stätten möglichst auszeichnete. Es war z. B. gar kein übler Gedanke, das ehemalige Grimmische Thor in Leipzig an der Stätte, wo es gestanden hat, am Café français, abzumalen — leider nehmen Wind und Wetter in Deutschland solche Abbildungen stark mit. Der Denkmalswut und namentlich einer Vermehrung der Statuen und Büsten will ich nicht das Wort reden, aber schlichte Tafeln mit Inschriften könnte man in Deutschland noch viel mehr anbringen, nicht bloß an Häusern, auch an Bäumen, an Wegen, überall, wo es geschehen kann, ohne zu stören. Ich bin während eines mehrjährigen Aufenthalts zu Jahr in Baden oft über die Schutterbrücke in Dinglingen gegangen und habe jedesmal daran gedacht, daß das der Ort sei, wo man im dreißigjährigen Kriege den kaiserlichen General Johann van Werth und den Schweden Gustav Horn gegen einander auswechselte — wieviel mögen außer mir daran gedacht haben, auch wieviel Gebildete? Aber wenn man auch nur das Vorhandne erhielt! Wie manches geschichtliche Gebäude in Deutschland wird abgerissen, ohne daß ein Hahn darnach kräht, wenn es eine Behörde in ihrer Weisheit verfügt. Oft muß es ja wohl sein, aber dann sollte wenigstens an Ort und Stelle eine Erinnerung gelassen werden. Wie mancher alte, geschichtliche Straßename wird gegen einen neuen zu Ehren eines Prinzen, einer Prinzessin, eines Staatsmanns, eines Dichters oder eines wohlthätigen Fabrikanten umgetauscht! So entsinne ich mich, daß man einmal den alten Gänsemarkt in Hamburg, wo die Lessing=

statue steht, durchaus in Lessingplatz umtaufen wollte. Als ob so ein jahrhundertalter Marktnamen nicht sein gutes Recht hätte, und die Verbindung der Namen Lessing und Gänsemarkt etwa Zweifel an der Bildung der Hamburger erwecken könnte! Denn das fürchtete man doch wohl. Man schleppt zwar jetzt alle möglichen Merkwürdigkeiten in die städtischen Museen, aber welche Bedeutung haben sie dort für das Volk? Doch ist wohl kaum zu hoffen, daß der altertümliche Charakter unsrer großen Städte erhalten bleibt; man bemalt die Häuserwände lieber mit Reklamen als mit Erinnerungsinnschriften. Fort mit der Geschichte! Unsrer Zeit kennt nur noch eine Wissenschaft, und das ist die Naturwissenschaft.

Sa, wenn sie sie nur konnte! Es klingt paradox, aber es ist unzweifelhaft richtig, daß in unserm Zeitalter der naturwissenschaftlichen Bildung beim Volke wie bei den Gebildeten die Kenntnis der Natur, die aus eigener Anschauung gewonnen wird, sehr zurückgegangen ist. Mit der naturwissenschaftlichen Heimatkunde steht es nicht besser als mit der geschichtlichen, eben weil unsre Kultur städtisch geworden ist und man trotz aller Ausflüge und Reisen nur noch wenig mit der Natur lebt. Die modernen Touristen spreizen sich freilich alle gewaltig mit ihrer Freude an der Natur und kommen sich selber als halbe Naturforscher vor, und auch die Radfahrer reden gern von Naturgenuß, aber bei beiden Sports entwickelt sich im allgemeinen nichts weniger als Naturkunde; der ruhige Wanderer und der harmlose Spaziergänger von ehedem kamen der Natur weit näher. Höchstens mag die Kenntnis der Terrainverhältnisse der Landschaften heute etwas größer geworden sein, da mehr Gelegenheit ist, sie in der Gesamtheit kennen zu lernen, im einzelnen kennt man sie aber jetzt sicher schlechter. Unsrer Schulen treiben alle Zoologie und Botanik als Unterrichtsgegenstand, aber wie oft kann man erleben, daß selbst herangewachsene Schüler weder die heimischen Singvögel noch die häufigsten Pflanzen, selbst Bäume der Heimat zu benennen wissen! Die alten volkstümlichen Überlieferungen über die Tier- und Pflanzenwelt, die, so fabelreich sie waren, doch mit der Natur verbanden und zum Beobachten führten, sterben auch allmählich aus, und der Tag wird nicht mehr so fern sein, wo sich das letzte Kräuteweib auf deutschem Boden zur Ruhe legt. Und doch, wenn unsre Lehrer ihre Weisheit nicht bloß aus dem Buche holten, wenn sich auch die Eltern Mühe gäben, noch einiges für ihre Kinder zu lernen, so wäre die Jugend bald wieder in der heimischen Natur heimisch zu machen. Aber die Neigung der Zeit geht trotz aller Naturschwärmerei und des Prunkens mit naturwissenschaftlicher Bildung gar nicht auf die Kenntnis der Natur, man hat keine Zeit für sie. Während die Proletariatskinder früh mit verdienen müssen, werden die der Wohlhabenden und Gebildeten durch die Beschäftigung mit andern Dingen so sehr in Anspruch genommen, daß nur hin und wieder ein Spaziergang für sie abfällt. Das fröhliche Herumschweifen in Wald und Feld schickt sich ja auch

eigentlich gar nicht, obwohl man es der lieben Jugend doch, Gott sei Dank, nicht ganz abgewöhnen kann. Auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete mangelt es an Litteratur, die für das Volk brauchbar wäre, wenn auch Brehms „Tierleben“ und einige andre Werke immerhin schätzenswert sind. Die Schulnaturgeschichten sind durchweg von erschrecklicher Langweiligkeit, wie überhaupt die meisten Realienbücher, die gewöhnlich nur auf wenigen Bogen eine trockne Zusammenstellung des Lehrstoffs bieten, ein Geripp, das der Lehrer mit Fleisch bekleiden soll — er thut's aber nicht, und alles läuft auf das hergebrachte Auswendiglernen hinaus. Aber mögen andre mit der Pädagogik rechten und die Frage beantworten, ob nicht ein Schulbuch so gestaltet werden könnte, daß es nach der Schulzeit als geschätztes Volksbuch aufbewahrt werden würde. Das weiß ich, daß eine gründliche Kenntnis der gesamten heimischen Natur durch keine Schule zu erreichen ist; aber mehr Interesse für sie und vor allem mehr Freude an ihr wären am Ende doch zu erzielen. Ich habe in meiner Jugend und später oft beobachtet, wie man die prächtigsten Bäume, wahre Zierden einer baumarmen Gegend, rücksichtslos weghieb. Solcher Vandalismus liegt ursprünglich gar nicht in der deutschen Natur, er ist erst in unsrer Zeit des hinschwindenden Heimatgefühls mächtig geworden; man sorge nur, daß er nicht überhand nehme.

Völlig tot sind heute die Volksmärchen und Volksagen in der mündlichen Überlieferung, doch giebt es hier wenigstens eine reiche Litteratur, durch die manches wieder ins Volk zurückdringt. Wo eine Mutter heute ihren Kindern ein Märchen erzählt, da kann man im allgemeinen annehmen, daß sie die Fassung aus einem Buche hat, aber glücklicherweise hat ja manches Buch, so die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, in der Hauptsache die durch den Volksmund überlieferte Fassung. Zu bedauern wäre höchstens, daß ein Teil der Märchen, nämlich der, der Stammes- und Ortscharakter trägt, zu Gunsten der allgemein deutschen zurückgetreten ist. So sind z. B. die alten drolligen Märchen von „Dummhans“ (unter dem sich wohl Wodan versteckt, man findet sie in Müllenhofs Sammlung aus Schleswig-Holstein) in meiner Heimat fast vollständig verschwunden, und Rottkäppchen, Schneewittchen u. a. sind an ihre Stelle getreten; statt der plattdeutschen Form der in manchen Märchen eingeflochtenen Reime, die meine Mutter noch kannte, hört man jetzt nur noch die in den Büchern stehende hochdeutsche. Ähnlich ist es mit den Kinderspielen ergangen; die kleinen Niederdeutschen singen jetzt „Häschen in der Grube“ statt „Geesche wull lengen.“ Überhaupt will es mir scheinen, als ob, wie das Märchenerzählen, so auch das geordnete Spielen der Kinder mehr und mehr aufhörte, um verfrühtem Lesen und andererseits einem wilden Häschen und Balgen Platz zu machen. Ich kann mich aber täuschen, wie ich mir denn wohl bewußt bin, zunächst nur persönliche Eindrücke wiederzugeben. Möchte man doch alles aufbieten, wenigstens das echte Volksmärchen gegenüber den

meist von „Damen“ geschriebenen modernen Kunstmärchen lebendig zu erhalten! Seit der Freigebung der Grimmschen Märchen ist ja die Möglichkeit vorhanden, die beste Sammlung in jedes Haus zu bringen, und wenn auch der mythologische Hintergrund der Märchen im Volke längst nicht mehr empfunden wird, ihr poetischer Gehalt sollte doch, meine ich, dem Ansturm der Gegenwart noch auf lange Zeit gewachsen sein. Was aber die Lokalsagen betrifft, so sollte man sie, ähnlich wie die geschichtlichen Erinnerungen, immer wieder auffrischen; ihre Bedeutung ist annähernd dieselbe, und die Stärkung des Heimatgefühls durch sie unzweifelhaft. Die meisten sind durch mehr oder minder gute Dichter in Verse gebracht, und wenn ich auch die poetische Form für weniger zweckentsprechend halte als die alte, schlichte prosaische aus dem Volksmunde, so kann sie doch auch ihren Dienst thun, und Sammlungen solcher Bearbeitungen, nach Ländern geordnet, wie sie wohl hin und wieder vorhanden sind, können einen guten Einfluß üben.

Hier will ich auch gleich die Bedeutung der Poesie überhaupt im modernen Volksleben mit ein paar Worten beleuchten. Wie das Volksmärchen, so ist auch das Volkslied heute im ganzen tot; wo noch Volkslieder gesungen werden, da sind sie meist durch die Schule und den Gesangverein, durch Vermittlung also von Litteratur und Musik, zum Volke zurückgelangt. Doch machen einige Gegenden Deutschlands eine Ausnahme, ja es entstehen wohl noch Volkslieder, namentlich Soldatenlieder, aber diese sind meist von geringem Wert, ja geradezu roh. Leider ist auch der Versuch, die Volkslieder ins Volk zurückzubringen, nicht recht gelungen; was am meisten gesungen wird, sind von großstädtischen Winkelpoeten, Tingeltangelkomikern gedichtete und durch Drehorgeln überallhin verbreitete Gassenhauer, Couplets auf Operettenmelodien, oft auch die ursprünglichen oder verdorbenen Texte dazu. Daneben erhält sich freilich eine beschränkte Anzahl „anständiger“ Lieder, meist nicht echte Volkslieder, sondern Lieder von Kunstpoeten, wie Heines „Loreley.“ Als Kind hörte ich noch sehr viele der Lieder, die in Wustmanns Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm“ Aufnahme gefunden haben, aber jetzt sind sie wohl auch verstummt. Die weiteren poetischen Bedürfnisse des Volks befriedigen der Zeitungs- und der Kolportageroman. Den Kolportageroman haben die Zeitungen stets in hellster Entrüstung verdammt, aber was sie unterm Strich bringen, ist auch nicht viel besser, mögen es nun, wie bei allen Generalanzeigern, Sensations- oder fade Liebesromane sein. Mit welcher Wut sich das Volk auf die Sensationsromane stürzt, beweist z. B. der Erfolg eines neugegründeten Blattes, natürlich eines Generalanzeigers, mit einem Pariser Schauerroman „Die Krallenhand,“ der ihm nicht weniger als fünfzehntausend Abonnenten einbrachte. Die Leute waren, wie ich mehrfach habe beobachten können, wie verrückt auf die „Krallenhand.“ Ähnliche Wirkungen erreichen die Hintertreppenromane, von denen ich aus Erfahrung sprechen kann, da ich in

meiner Jugend manche gelesen habe. Da sie nicht „ausmalen,“ sind sie meist anständiger als die extrem-naturalistischen Werke, aber das Bild der Welt, das sie bieten, ist trotzdem imstande, die Phantasie, die es aufnimmt, und noch andres nach und nach vollständig zu zerrütten. Manche Leser lieben sie so sehr, daß sie sie einbinden lassen und in ihre Bibliothek stellen, auch führen sie viele Leihbibliotheken, was einfach nicht geduldet werden sollte. Ich für meine Person hätte gegen die Einführung einer ästhetischen Zensur, der alle in Lieferungen und durch die Zeitung zu verbreitenden Romane wie die auf den Bahnhöfen zu kaufende Lektüre vorgelegt werden müßten, nicht nur nichts einzuwenden, sondern ich halte sie für das einzige Mittel, dem Unheil zu steuern. Auch wäre die Einrichtung der Zensur ziemlich einfach, da z. B. der Vertrieb der meisten Zeitungsromane in der Hauptsache durch eine kleine Anzahl von Agenturen geschieht. Ob dann die deutschen Romane viel besser würden, ist freilich die Frage; jedenfalls würde das ganz Verderbliche fern gehalten werden. Daß das Volk gern bessere Kost annehmen würde, unterliegt für mich keinem Zweifel, namentlich geschichtliche Romane und Erzählungen, zumal wenn sie in der Heimat der Leser spielten, würden willkommen sein. Wir haben ja auch eine große Anzahl geschichtlicher Romane, aber sie sind, von ihrem dichterischen Wert ganz abgesehen, meist nicht genug lokalisiert, hier wäre also noch manches zu thun, was auch der Erstarkung der Heimatliebe zu gute kommen würde. Meister wie Wilibald Alexis würde nicht so bald jedes deutsche Land aufweisen können, aber auch bescheidnere Talente könnten hier immerhin Ausprechendes leisten. Viel gewonnen wäre auch schon, wenn nur die Zeitungen das vorhandne in regelmäßigen Zwischenräumen wieder abdrucken wollten.

Aber ich glaube, man weiß nicht einmal recht, was vorhanden ist, hier harren der Litteraturgeschichte, die nun doch mit der Durchforschung des Lebens unsrer Großen und der Textkritik der Klassiker einigermaßen fertig sein sollte, noch hübsche Aufgaben, für die sie bei allen Gebildeten Interesse voraussetzen könnte. Noch ist die provinzielle Litteraturgeschichte, wenn ich so sagen darf, ein wenig angebautes Feld, es sind nicht einmal Anthologien der Dichtung aller deutschen Stämme da; wenigstens ist mir nur eine einzige bekannt, die billigen Anforderungen einigermaßen genügt, die der baltischen Dichtung von dem Freiherrn von Grothuß. Und doch giebt es unter den nicht zu allgemeiner Berühmtheit gelangten deutschen Dichtern eine ganze Anzahl echter, wenn auch beschränkter Talente, ferner gewinnen die aus der allgemeinen Litteraturgeschichte bekannten oft eine andre Stellung, sie werden verständlicher, wenn man sie in Zusammenhang mit den übrigen heimischen Talenten betrachtet, und endlich ist es von großem Reiz, den Einfluß der „führenden Geister“ auf die Kleinern im einzelnen zu verfolgen und zu erkennen, wie die litterarischen Flutwellen, manchmal sehr allmählich, bis in das fernste Gebiet deutschen

Lebens bringen, auch keine einzige völlig im Sande verläuft. Erst so erscheint die Litteratur als die gewaltige Lebensmacht, die sie ist, und nicht mehr als bloße Bücherfabrik. Wenn es nach mir ginge, so entstünde die große deutsche, nach Stamm und Landschaft geordnete, nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählte Anthologie noch in diesem Jahrzehnt. Aber es wird schwerlich werden; denn noch immer weiß man nicht ganz genau, was Goethe jeden Tag zu Mittag gegessen hat, und die Aussicht, noch den Briefwechsel eines seiner Bedienten zu entdecken, ist doch nicht ganz ausgeschlossen. Ernsthaft: es wird die höchste Zeit, daß sich die deutsche Litteraturforschung wieder auf würdige Aufgaben besinnt; etwas schwerer ist es ja, den gemeinschaftlichen Stammescharakter einer Reihe von Dichtern nicht bloß zu erkennen, sondern auch klar darzustellen, als Lesarten zu vergleichen und über die Bedeutung des Dichters allgemeine Redensarten zu machen. Aber es wird doch wohl nichts andres übrig bleiben. Wenn irgend ein deutscher Stand keine rechte Heimat hat, so ist es der der Philologen, niemand steht weniger mit dem lebendigen Volkstum in Verbindung, als der, der zu seiner Pflege, vor allem der Pflege der Sprache, berufen ist.

Hier sollte ich nun eigentlich auch über die Sprache reden, aber ich fühle mich auf diesem Gebiete nicht sicher genug. Die Wichtigkeit der Volkssprache und des Dialekts hat die Wissenschaft heute erkannt, und in einem neuen Buche über die deutsche Sprache wird, wenn ich mich recht erinnere, sogar darauf gedrungen, daß man die Anschauung, die Volkssprache sei das Ursprüngliche, Wesentliche und eigentlich Maßgebende, wieder ins Volk trage. Damit mag man immerhin vorsichtig sein, solange das Ziel unsers Volksschulunterrichts, eine leidliche Beherrschung der Schriftsprache durch jedermann, noch nicht erreicht ist. Aber die Gebildeten können sich jene Anschauung zu eigen machen und die Liebe zum heimischen Dialekt und dem frisch Volkstümlichen in der Sprache mehr als bisher in sich entwickeln. Freilich muß der Dialekt ein richtiger Dialekt sein, kein verdorbnes Schriftdeutsch, wie so manche sogenannten Dialekte. Aber wie mit allem Volkstum geht es auch mit dem Dialekt bergab, und ich selber z. B., der ich bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahre das Platt meiner Heimat gesprochen habe, war nicht wenig erstaunt, in Klaus Groths Prosaerzählungen auf eine Unzahl von Wörtern zu stoßen, die mir völlig unbekannt waren. Am Ende gelangen noch alle Deutschen zu einem „dialektisch“ gefärbten Schriftdeutsch, und das wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn dieses nur den ganzen Reichtum der Dialekte und ihre Anschauungskraft mit übernehmen wollte. Leider wird aber gerade die schlechte Gewohnheit des Dialekts meistens zum „Provinzialismus,“ und deshalb haben die Sprachgelehrten Recht, ihn nicht zu dulden. Die litterarische Verwendung des Dialekts erscheint mir heute im ganzen abgeschlossen, obgleich ihn der Naturalismus wieder da verwendet, wo eine leichte dialektische Fär-

lung genügte. Für die lyrische Dichtung und das Gebiet des Humors war der Gebrauch des Dialekts in vielen Fällen so lange geradezu unvermeidlich, als noch ein ungebrochenes heimisches Volkstum bestand, und die Klaus Groth und Reuter, die Anzengruber und Rosegger traten meiner Ansicht nach gerade da mit Notwendigkeit hervor, als es leise zu bröckeln anfang. Solange es noch ein Heimatgefühl in Deutschland giebt, werden die Werke, die mit Notwendigkeit im Dialekt geschrieben sind, auch sicher dauern, aber neben der hochdeutschen Nationallitteratur noch verhältnismäßig selbständige Litteraturen im Dialekt zu unterhalten, dazu reicht die talentbildende Kraft des deutschen Volkes nicht aus, und so mag man sich denn begnügen, die vorhandne gute Dialektlitteratur — es giebt auch viel schwaches Zeug darunter — noch mehr, als es bisher gesehen ist, im Volke zu verbreiten.

(Schluß folgt)



Kunst und Polizei

Von Konrad Lange (in Tübingen)



In der ersten Kunststadt Deutschlands, in München, haben sich vor einigen Wochen zwei Dinge ereignet, die für unser modernes Kunstleben zu charakteristisch sind, als daß die Grenzboten daran mit Stillschweigen vorübergehen dürften. Das eine Ereignis spielte sich in dem Atelier eines Bildhauers ab, das andre im königlichen Kupferstichkabinett.

Im Kupferstichkabinett befand sich unter den zur allgemeinen Besichtigung ausgehängten Blättern die bekannte Radirung eines männlichen Aktes von Karl Stauffer, wie alle Radirungen dieses leider zu früh verstorbenen begabten Künstlers ein wunderbar naturalistisches und deshalb rein künstlerisch wirkendes Blatt. Es ist ja klar, daß eine nackte menschliche Gestalt in der Kunst um so reiner und unverfänglicher wirken muß, je ernster und aufrichtiger das naturalistische Studium ist, das sich in ihrer Darstellung bekundet. Der Genuß, den der Beschauer an einer solchen Arbeit hat, ist eben rein künstlerischer Art und schließt deshalb, und je größer er ist, um so mehr, jeden unlautern Nebengedanken aus. Darum ist auch in den großen Blütezeiten der Kunst, besonders in der Antike und in der italienischen Renaissance, die Darstellung